

Volksmedizin aus dem alten Ödenburg

Von Grete M a a r

I.

Die Volksmedizin unterscheidet sich von der modernen wissenschaftlichen Medizin in den angewandten Mitteln und Methoden, vor allem aber in ihren Prinzipien. Die wissenschaftliche Medizin setzt eine fachlich geschulte, wissenschaftliche Denkart voraus, die aus Experimenten, Beobachtungen, auf Grund von Induktion und Empirie ihre Folgerungen zieht. Die Volksmedizin dagegen bildet einen Teil des Volksglaubens, für den die assoziative Denkart charakteristisch ist. Die Volksmedizin umfaßt alle Krankheitsbegriffe und Heilmethoden, die sich im Laufe der Jahrtausende im Volke angesammelt und vererbt haben.

Bei einem historischen Rückblick ist es besonders wichtig, den Begriff „Volk“ näher zu bestimmen, um die Trennungslinie zwischen wissenschaftlicher Medizin und Volksmedizin ziehen zu können. Als wir die assoziative Denkart als für den Volksglauben bezeichnend erwähnten, haben wir eigentlich schon angedeutet, daß „Volk“ hier nicht eine Gesellschaftsklasse, sondern eine gewisse seelische Einstellung oder geistige Reaktion bedeutet, die im Gegensatz zum wissenschaftlich gebildetem Arzt steht. Volksmedizin wird nicht nur bei primitiven Gemeinschaften, also beim Bauerntum schlechthin, zu finden sein, sondern in jeder Gesellschaftsschicht, die Vertreter der wissenschaftlichen Medizin ausgenommen.

Die Volksmedizin stützt sich vielfach auf irrationale Heilmethoden. Je länger wir aber die kulturgeschichtliche Entwicklung nach rückwärts verfolgen, umso schwerer wird es, auf Grund dieses Merkmales Medizin und Volksmedizin voneinander zu trennen. Nur seit dem 18. Jahrhundert beginnt die Medizin den Jahrtausende alten Ballast der traditionellen Heilmethoden abzuschütteln und zusammen mit den sprunghaft emporschießenden Naturwissenschaften zu arbeiten. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts reift sie zu den Merkmalen heran, die wir für die wissenschaftliche Medizin als bezeichnend aufzählten. Wenn wir heute sagen, daß jede, fachlich nicht geschulte Person volksmedizinische Denkart aufweisen kann, so können wir ebenso behaupten, daß vor dem 19. Jahrhundert die primitive, assoziative Denkart des Volkes vielfach auch für die wissenschaftlichen Vertreter der Heilkunst bezeichnend war.

So könnte man vor dem 19. Jahrhundert statt von „wissenschaftlicher“ eher von „amtlicher“ Medizin reden, da oft nur der Dokortitel, das Zeugnis oder der Zunftbrief den Arzt, den Bader oder Chirurgen vom Quacksalber unterschied, nicht aber ihre Heilmethoden. Es gab eine anhaltende Wechselbeziehung zwischen Medizin und Volksmedizin, die auch heute noch besteht. Das Handwerk beider geht auf die gleichen Quellen der Natur, des Aberglaubens, der Tradition zurück.

Die erste hier erwähnte heilskundliche Aufzeichnung stammt aus dem Jahre 1220, die letzte aus 1846. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt die entscheidende Wende der Medizin zur naturwissenschaftlich begründeten Denkart und Methode. Medizinisches Volksgut sondert sich endgültig ab und lebt in der Überlieferung weiter. Die Volksmedizin der letzten 100 Jahre ist teilweise noch durch volkskundliche Sammelarbeit zugänglich. Infolge der Aussiedlung der Volksdeut-

schen im Jahre 1946 aus Ödenburg und Umgebung konnte ich nur mehr Reste dieses Volksgutes ermitteln¹.

Die Quellen zu nachfolgendem historischen Material waren die angeführte Literatur, Stadtakten von Ödenburg, Chroniken, Rezeptbücher.

Ab 1788 sind die Acta Sanitatis der Stadt Ödenburg in Fasciculus VI. zusammengefaßt. Ihre Durchsicht war mir nur von 1787 bis 1809 möglich, da ich wegen der Herbstereignisse 1956 in Ungarn meine Arbeit im Ödenburger Stadtarchiv abbrechen mußte. Der Stoff vor und nach dieser Zeitspanne müßte noch erschlossen werden. Vor 1788 ist er allerdings schwer überblickbar.

Ebenso konnte ich in die Sammlung von Amuletten u. ä. Material sowie in die Rezeptbüchersammlung des Ödenburger Museums (vorwiegend aus dem 18. Jh.) keine Einsicht mehr gewinnen. Die hier angeführten Rezeptbücher sollen nur typische Beispiele und den Versuch darstellen, ihren Werdegang zu deuten.

Das bearbeitete Material kann und will also keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

II.

Der primitive Mensch war sich der Einheit von Leib und Seele bewußt. Die kommt auch in der engen Beziehung, in welcher besonders im frühen Mittelalter Glauben und Medizin standen, zum Ausdruck. Erst der Humanismus konnte die „kirchliche Volkmedizin“² verdrängen.

Die Ordensgemeinschaften befaßten sich regelmäßig mit Krankenpflege. Die Johanniter, die sich um 1220 in Ödenburg niederließen, gründeten ein „Spital“, das im 14. Jh. in städtische Verwaltung überging. In diesen Spitälern wurde hauptsächlich mit Bädern, Heilkräutern kuriert, aber auch Gebet und Segen durften nicht fehlen, die nur vom geweihten Priester verabreicht wurden. Das Gebet als alleiniges Heilmittel war auch häufig. Als Beispiel dazu finden wir in Ödenburg zwei lateinische Gebete in einem Meßbuch, das in der Stadt geschrieben und gebraucht wurde. Der seit 3—4 Tagen in Wechselfieber Erkrankte wendet sich an den hl. Sigismund, und der Priester spricht über ihn folgendes Gebet: „Offerimus Tibi Domine munera votiva in memoriam electui tui Sigismundi pro presente egroto N. N. ut ab eo ardores februm repellas et in omnibus tuo muniatur auxilio.“ Ein zweites Gebet für Wechselfieber: „Omnipotens sempiterna Deus, qui per sanctos apostolos tuos diversa sanitatum dona largiris, praesenti famulo tuo N. N., qui quartano sive tertiano typo vexatur et fatigatur, famuli tui Sigismundi precibus clementer succurre.“³

Wegen der Einverleibung der Medizin in die Universitätsbildung und zur Betonung des kirchlichen Berufes wurde seit dem 12. Jh. den Ordenspriestern von einer Reihe von Synoden die medizinische Praxis und Aufrechterhaltung von Spitälern verboten⁴. In Ungarn untersagte die Ofener Synode im Jahre 1279 den Priestern jederlei chirurgische Praxis⁵.

1 Siehe M a a r Margit, Népi orvoslás Sopronban es környékén. Soproni Szemle. 1956. Nr. 3—4.

2 J u n g b a u e r, G., Deutsche Volksmedizin, Berlin-Leipzig, 1934. S. 160.

3 H á z i, Jenő, Adatok a soproni gyógyszerészek és gyógyszerházak multjából, Sopron, 1942. S. 2.

4 J u n g b a u e r, S. 161.

5 D e m k o, Kálmán, A magyar orvosi rend története a 18. végéig. Budapest, 1894. S. 112.

Das Grundbuch des Jahres 1379 erwähnt im Zusammenhang mit Heilkunde schon einige weltliche Personen: „Ottin dy ärzin“ und „Niderlin dy ärzin“ werden als Hausbesitzer erwähnt. Ob es sich hier bloß um Ärztefrauen oder um Vertreter der Volksmedizin handelt, kann man nicht entscheiden⁶.

Die ersten Spuren für abergläubische Heilmethoden finden wir in den Akten der Hexenprozesse. Die Zahl der Prozesse in Ödenburg ist relativ klein. So viel bisher bekannt ist, wurden 9 Personen der Hexerei und Zauberei angeklagt. Zwei davon wurden zu Tode, 5 zu Kerkerstrafe verurteilt, und zwei aus der Stadt verwiesen⁷.

Der erste, uns bekannte Hexenprozeß fand im Jahre 1529 statt. Berenhard, der städtische Kuhhirt, gestand „an peinlicher Frag und sunst ausserhalb“, daß er den Bürgermeister Christoph Grätzer bedrohte, „er wolle das aller argest von zauberei zusammenklauben, als es Got nur beschaffen hat, dasselb dem burgermeister unnater sein thur graben, dass er davon abdornn und sterben muess“⁸. Er hatte einen Groll auf den Bürgermeister, da ihn dieser wegen seiner Nachlässigkeit verprügelt hatte. Er bekennt auch, daß er dem Schattendorfer Hirten „ein krot und aunder pose zauberei undter sein drusschubel gegraben“, wovon der Hirt verdorrt und gestorben sei. Er muß wegen seiner Zauberkünste stadtbekannt gewesen sein, denn seinem Bekenntnis nach seien auch die Frauen aus der Stadt zu ihm gekommen um ein Mittel, wovon die Kühe mehr Milch geben. Er hätte ihnen eins gegeben, von dem er wußte, daß es nichts nützen würde. Berenhard kam auf den Scheiterhaufen⁹.

Das zweite Todesurteil ist aus 1597 bekannt: Hans Türkenhalter, ein Ödenburger Zauberer, der auch andere in seine Künste einweihte, wurde gerädert¹⁰. Im Jahre 1601 wird die Auer Lorenzin aus Wolfs der Zauberei beschuldigt. Sie soll zum St. Georgstag zweimal nacheinander rückwärtszu auf die Straße Wasser geschüttet haben. Sie wurde deshalb in Haft gehalten. Im Jahre 1650 bekennt die Pinter Jörgin aus Mörbisch, daß sie Gifte und Zaubermittel zubereitet hätte. Das gleiche Bekenntnis legt Stephan Ziegen im Jahre 1618 ab¹¹.

Kaiserin Maria Theresia schafft die Hexenprozesse ab. In der Begründung des Dekretes von 1768 wird hervorgehoben, daß die Anklage meistens jedes realen Grundes entbehre und viele durch die Prozesse in den Wahnideen nur bestärkt würden. Als Beispiel ist das Verhör einer gewissen Helene Kosnyák aus Peresznye (Komitat Ödenburg) im selben Jahre angeschlossen. Die Angeklagte leugnete jede Gemeinschaft mit Zauberei. Sie wäre von ihrer Schwägerin verleumdet worden. Die Anklagepunkte sind die üblichen: sie hätte durch verschlossene Türen einen Säugling stehlen wollen, mehrere Dorfbewohner verschrien, Krankheiten auf sie ge-

6 H á z i, ebendort, S. 3.

Winkler, Elemér, Soproni és sopronmegyei boszorkányok. Soproni Hirlap, 19. Apr. 1923.

8 H á z i, Jenő, Sopron sz. k. város története. I. Sopron, 1929.

9 Ebd. S. 400 ff.

10 Sopron Szab. Kir. Város Monográfiája. Sopron, 1894. II. S. 110.

11 Winkler, Elemér, Boszorkányperek Sopronban a 16—17. században. Sopronvármegye, 11. Apr. 1920.

bracht oder sie gequält. Die Angeklagte wurde auf Grund des Erlasses ohne Verzögerung freigelassen¹².

Die Rezeptbücher des 16. und 17. Jahrhunderts sind der lebhafteste Beweis für die ununterbrochene Wechselbeziehung zwischen den Heilmethoden des Volkes und der damaligen medizinischen Wissenschaft. Und so mag es oft schwierig sein zu entscheiden, ob ihre Autoren bloß Quacksalber oder gebildete Ärzte waren. Dies bezieht sich auch auf die umstrittene Persönlichkeit Gregor Frankoviths aus Slavonien, auf den Verfasser des ersten Rezeptbuches in ungarischer Sprache¹³. In der Einleitung zu seinem Buche erwähnt er, daß er schon seit einigen Jahren in Ödenburg lebe¹⁴. Sein Werk ist deshalb bedeutsam, weil von Vertretern des ungarischen Ärztstandes im 16.—17. Jh kaum irgendwelche Fachliteratur bekannt ist¹⁵. Frankovith kann kein Universitätsstudium aufweisen, obwohl er sich den Arzttitel zuspricht. Er soll nur Barbiergeselle gewesen sein¹⁶. Sein Buch ist ein Antidotarium¹⁷, eine Form der Rezeptbücher, die in Salerno ihren Ursprung hat und für das Jahrhundert charakteristisch ist. Bezeichnend vor allem darum, weil die Antidotarien wenig Rezepte mit nur Heilpflanzen enthalten, dafür sind aber alle möglichen Hausmittel, die unvermeidliche Dreckapotheke und auch Astrologie reich vertreten. Frankovith erwähnt in seinem Buche die von ihm erfundene Serapium-Salbe, die für 32 Krankheiten gut sei, angefangen von der Pest bis zum Hühnerauge. Zur Herstellung benötigte er 132 Heilpflanzen, sechzehnerlei tierische Fette. Quittenwasser und Kuhdreck. Die Häufung von Ingredienzen können wir leicht erklären. Je schwieriger die Zubereitung, desto wertvoller und vielseitiger die Anwendung. Da das Verhältnis der Bestandteile bloß von der Willkür abhing, machen die Rezepte der Antidotarien, so auch das Buch Frankoviths mit heutigen Augen gesehen, den Eindruck der Quacksalberei. Die damalige medizinische Wissenschaft aber mit ihrem griechisch-arabisch-mittelalterlichem Erbgut schätzte die Antidotarium-Form der Rezeptbücher viel höher als die Herbarien, die neben Rezepten auch eine botanische Beschreibung der Pflanzen enthielten, also eher auf erfahrungsmäßiger Erkenntnis beruhten¹⁸.

Ein Rezeptbuch aus dem frühen 17. Jh., im Besitze des Ödenburger Stadtarchivs steht der Antidotarium-Form nahe¹⁹. Es ist von keinem Arzt geschrieben,

12 Md. Dr. Franciscus Xav. Linzbauer, Codex Sanitario-Medizinalis Hungariae. Budae, 1852. S. 456.

13 Frankovith Gergely, „Hasznos es Fölötte Szikséges Könyv az Isten fiainak és utet felö hiueknek lelki vigasztalásokra es testi épöletökre “ Monyorokerék, 1588. Einziges Exemplar in der Budapester Universitätsbibliothek.

14 „En Sopron városában, immár nyhány esztendötöl fogva éltem.“ (Flatt, Károly, Frankovith Gergely es orvosbotanikai müve. Természettudományi Közlöny, 1895. S. 50—53).

15 Baradlay-Bársony, A magyarországi gyógyszerészet története. Bd. II. Budapest, 1930. S. 123.

16 Magyarai-Kossa, Gyula, Magyar orvosi emlékek. Budapest, 1929. Bd. II. S. 230.

17 Flatt, ebendort.

18 Flatt, ebendort.

19 „Hauss Arczney vnd Essig Biechlein den 8. Febr. 1617. Hanns Seyfridt gehörig.“ Hanns S. war ein Wiener Kaufmann und Bürger, der aus religiösen Gründen nach Ödenburg gezogen war und am 27. Febr. 1626 den Bürgereid ablegte. (Mitteilung des Herrn Oberarchivars i. R. Dr. Jenö Házi). Das Buch war ursprünglich in Pergament gebunden. Einband von heute 21:17 cm. 238 ganze Seiten.

sondern für den Hausgebrauch bestimmt. Dies ist für den Inhalt weniger bedeutend, da er an Gelehrtheit hinter den ärztlichen Rezeptbüchern nicht zurückbleibt. Der Unterschied besteht eben nur in der Entstehung und Aufmachung. Wäre es das Werk eines Arztes, so würde der Verfasser es nicht versäumen, seine zeitgenössischen, wissenschaftlichen Quellen oder seine eigene Leistung zu betonen. In diesem Hausarznei-Büchlein dagegen wechseln verschiedene Handschriften, manchmal mit einem Vermerk, woher das Rezept stamme, ganz so, wie noch heute in den Kochrezeptbüchern der Hausfrauen, die sich in der Familie vererben. (Z. B. S. 27: „Rezept Wie man das Köstlich Oel macht. Von der Frau Lassarus Henschlin.“ S. 36: „Aus der alten Frau Weissin Buch“ S. 44: „Kunst von einem Doktor zu Augspurg für den Zandwehe.“) Zur Stärkung des Vertrauens fügt der Schreiber öfters hinzu: „Es ist probiert.“ (Z. B. S. 13.) Wir finden die zeitgenössischen Krankheitsvorstellungen, die auf Analogie und Sympathie sowie Astrologie oder Hexenglauben beruhen. In einigen Fällen konnte ich Parallelen mit noch heute lebendem Aberglauben oder vorhandenen Heilmethoden feststellen²⁰. Als bewährtes Mittel für Zahnweh erwähnt das Buch z. B. kleine Würmer in den Blumen der Kletten, die man 3—4 Tage in ein Tüchlein gebunden um den Hals tragen soll. (S. 12.) Das Tüchlein muß man ins Bachwasser werfen: „gehe davon, achte nit wo es hinrind so thuet dier ein lebenslang kein Zand wehe.“ Zur Sicherheit fügt das Rezept noch hinzu, wenn die Schmerzen trotz allem unerträglich wären: „ süde Schlehenwürz in wein und nimbs ins maul warm.“ Da heftige, andauernde Schmerzen vom Volke und auch vom Rezeptbuche Wurm genannt werden, können wir die Heilmethode mit dem „similis similibus“ Prinzip erklären²¹. Auch im eiterigen Finger verursacht der Wurm die Schmerzen. (S. 128: „Für den Wurm am Finger.“) Der Finger muß die Galle eines Kalbes berühren. Farbenanalogie kommt auch in den Mitteln für Gelbsucht zum Ausdruck. Ein „Pulffer für die Gelbsucht“ enthält unter anderem Zitrone, den gelben Blütenstaub der weißen Lilie, und „10 plat geschlagenes golt.“ (S. 121.) Ein anderes Mittel, das Rhabarber, Urin und Brein enthält, muß einem Hund verfüttert werden (S. 121). Mehrere Seiten lang bringt das Büchlein Rezepte für Frauenkrankheiten, „verschiedene Wasser“ für Magen-, Herz- und Leberkrankheiten, auch das obligate Magenpflaster fehlt nicht (S. 119). Fieber wird auch hier wie noch heute beim Volk „Hitz“ genannt (S. 206). Ein Mittel gegen die Pest: „Nimm ein dürr feig, ein Welsche Nuss, 20 rautenbletter, zerstos diss alles miteinander. Und iss alamorg darvon ainer Haselnusgross.“ Häufig wird die Krankheit „Prein“ oder „Brein“²² erwähnt, anders auch „ungerische Krankheit“ genannt.

Auf S. 174 finden wir astrologische Anweisungen. Die Verwendung aller Heilmittel sei im Bilde der Waage und des Wassermannes günstig. Unter „Nota“ werden 3 Tage erwähnt, „welcher mensch oder Viech daran zu Ader lasst der stirbt und genöüst nith.“ Der Tag des hl. Sennen und Abdon (30. Juli) und des hl. Andreas (30. Nov.) und das Fest Mariä Verkündigung (25. März) seien diese Tage. Auf Seite 147 sind 3 durchgestrichene Rezepte gegen Hexerei.

20 Siehe M a a r, Margit, Soproni Szemle, 1956. Nr. 4. S. 291.

21 Erich, O. Beitzl, R., Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Leipzig, 1936. S. 847.

22 Veralteter Ausdruck für schwere diptherieähnliche Erkrankung (S c h m e l l e r, S. 356).

Ein zweites Rezeptbuch im Besitze des Ödenburger Archivs stammt vom Anfang des 18. Jhs.²³. Vom Umstand, daß Sympathie Mittel darin kaum mehr vorkommen, sondern für die Kuren vor allem Heilpflanzen verwendet werden, läßt sich folgern, daß in den Heilmethoden eine langsame Ernüchterung und Wendung zum Natürlichen ihren Anfang nimmt. Freilich gilt das nur für die Mittel, nicht aber die Form ihrer Anwendung. Die Ingredienzien-Häufung wird auch hier als Gewähr für einen sicheren Erfolg gewertet zum Zeichen dafür, daß die assoziative Denkart noch vorherrscht.

Gegen „Mundfoill“ wird z. B. ein Wasser erwähnt, das zwölferlei Heilpflanzen enthält. Die zusammengeschnittenen Pflanzen gibt man in „Rögenwasser“ und bei Gebrauch kommt noch Alaun dazu. Die sog. „Königliche Salbe“ (S. 17) erinnert an die Frankovith-sche Serapion-Salbe. 35 Heilpflanzen werden dazu verwendet, mit der Zubereitung muß schon im Mai begonnen werden. In der Reihenfolge ihres Wachstums werden die Pflanzen gesammelt, kleingeschnitten, gestoßen, in Butter oder Schmalz geröstet. Die Salbe dient „zu allen eusserliche und inerlichen geschwer, die selbe auf zu lögen zu schmieren und ein zu nehmen“ Ihre Wirkung dauert 10 Jahre an. Der Hustensaft verdankt seine Heilkraft ebenfalls der Vielfalt von Pflanzen. Salben sind umso wirkungsvoller, je mehr Fettarten enthalten sind. Bei der Zubereitung einer Salbe für wehe Brust wird Kapauner-, Hasenfett, Speckschwarten und schwarzes Pech zusammen ausgelassen. „Es zieht heraus, heulet alle schäden auch der all Mächtige barmherzige Gott wolle unss behütten.“

Ein anderes Rezept für wehe Brust gehört zu den wenigen Sympathie Mitteln. der Fußknochen eines Hundes, der von selbst krepirt ist, wird zu Pulver gestoßen und auf einem Tuch auf die Brust gelegt. Die Geschwulst geht davon zurück.

Es kommen auch verschiedene Wasser vor: Hirschzungenwasser, Bethonienwasser, Kornblumenwasser (Schönheitsmittel für Augen und Gesicht), Pomeranzenwasser (für den Magen und auf Wunden). Die Mittel für Frauenkrankheiten bestehen auch zum Großteil aus Pflanzen (ab S. 28). Die Petersilie als harntreibendes Mittel ist auch unserem Buch bekannt.

Für die wissenschaftliche Herbariumform, aus welcher die deutschen Kräuterbücher hervorgingen, ist die „Flora Semproniensis“ von Friedrich Loew und Wilhelm Deccard ein charakteristisches Beispiel²⁴. Es ist dies die erste ungarische Pflanzenenumeration, die sich als Ziel setzt, die Kräuter eines kleinen Gebietes, im gegebenen Fall die der Umgebung Ödenburgs zu bestimmen. Sie entstand um 1739—40 in lateinischer Sprache. Der jüngere Deccard versah sie mit ärztlichen Anweisungen und Randbemerkungen. Häufiges Berufen auf Plinius und andere

23 Kodex-Fragment des Ödenburger Archivs, Nr. 240. Das Rezeptbuch ist von einem unbekanntem Ödenburger geschrieben. Von 289 Seiten sind 61 mit Rezepten beschrieben, auf den letzten 30 Seiten finden wir Eintragungen wirtschaftlicher Art aus den Jahren 1713—15. Zwischen die leeren Blättern sind vier Blätter von verschiedener Größe hineingebunden, ebenfalls mit handgeschriebenen Rezepten. Kartoneinband des Archivs. Größe 11 × 16 cm.

24 Die Originalhandschrift wurde von Dr. André Csatkai aufgefunden und ist im Besitze des Ödenburger Museums. Die botanische Würdigung und die Biographie der Autoren siehe bei Gomóczi, Endre, Sopron vármegye növényföldrajza és flórája. Budapest, 1906.

antike Schriftsteller deutet darauf, wie sehr er noch in den medizinischen Traditionen des Mittelalters verankert war.

Die Blütezeit der Rezeptbücher ist das 17.—18. Jahrhundert. Sie halten in den Familien, in den späteren Generationen viele medizinische Traditionen aufrecht, die von der Wissenschaft schon überwunden waren. Sie fanden ihre Fortsetzung in der Kneipp-Literatur des 19. Jhs., die auch heute noch bei den alten Leuten der deutschsprachigen Bevölkerung Ödenburgs zu finden ist. In der Umgebung der Stadt fand ich Rezeptbücher im allgemeinen nur bei Kräutersammlern.

Das 18. Jh. bereitet die größte Wende in der Geschichte der Medizin vor. Das Generale Normativum in Re Sanitatis, anno 1770, der Kaiserin Maria Theresia stellt den Versuch des absolutistischen Wohlfahrtsstaates dar, die sanitären Zustände des gesamten Reiches auf ein einheitliches Niveau zu bringen. Eine einheitliche Organisation des gesamten Sanitätswesens wird ausgebaut, die Ausübung des Berufes zu genau festgestellten Prüfungen und behördlicher Erlaubnis gebunden, die Ausbildung des Personals streng kontrolliert. Der Abstand zwischen Berufsmedizin und der Volksheilkunde wird immer deutlicher. Es gab zwar in Ödenburg schon am Anfang des 15. Jhs. *physici* und *apotecarii*²⁵; im Jahre 1581 eine geschworene Hebamme²⁶; im Jahre 1619 erhalten die Barbieri ihren Zunftbrief. (Da Medikamente selbst verfertigt wurden, wurden sie bei der Meisterprüfung auf diese ihre Kunst geprüft.) Im Zunftbrief werden einige Mittel erwähnt, die der Geprüfte verfertigen mußte (Ein gutes Stich-Pflaster. Zelten Pflaster zu alten Schaden. Das Unbekannt Pflaster Beinbruch Pflaster Ein Unguentum, das Fleisch macht. Ein Wundbalsam mit Gumi, usw.); sie spielen zusammen mit den Chirurgen und Badern bis ins 19. Jh. eine bedeutende Rolle²⁷. Durch einen *physicus ordinarius* und verschiedene sanitäre Institutionen wurde über den Gesundheitszustand armer und reicher Bürger ein waches Auge gehalten; daß aber die Volksmedizin ungestört ihr breites Wirkungsfeld hatte, ist natürlich. Indem das Sanitäts-Normativ die medizinische Praxis zu genau festgelegten Bedingungen band, gab es die gesetzliche Möglichkeit, den verschiedenen Vertretern der Volksmedizin, Kurpfuschern, Quacksalbern öffentlich die Hand zu legen²⁸. Die Rivalität zwischen diesen und den Amtspersonen der Medizin hat wohl schon immer bestanden, zu offenem Ausbruch konnte es erst bei einem gesetzlich geregelten Sanitätswesen kommen. Der Stadtphysicus versäumte nunmehr nicht gegen einen Quacksalber öffentlich aufzutreten, wenn einmal dessen Kur versagt hatte.

Im Jahre 1794 richtet Juditha Spanraft, bürgerlich behaute Fleischhauerin, ein Gesuch an seine Majestät²⁹, in dem sie gegen das Urteil des Senats appelliert, der ihr 8 Tage Arrest zuerkannte. Sie hätte viele Jahre hindurch mit einem Pflaster viele aus der Stadt (sogar den Stadtrichter) glücklich geheilt, auch solche, die vom Chirurgus vernachlässigt worden waren. Nun kam ein Bittsteller, namens Christian Wurm, von einem Schuß getroffen, zu ihr. Die Wunde, bisher vom hiesigen Chirurg

25 H á z i, J., Adatok a soproni gyógyszerészek és gyógyszerárak multjából. Soproni Hirlap, 26. Juni 1932.

26 M a g y a r i - K o s s a, G y u l a, Magyar orvosi emlékek. Budapest, 1929. II. S. 248.

27 K o l l e r, G u s t a v, A soproni céhek életéből. Budapest, 1915. S. 57.

28 Das behördliche Auftreten in den Hexenprozessen kann damit nicht verglichen werden, weil sie nicht gegen die Volksheilkunde, sondern lediglich gegen das Zauberesen gerichtet war.

29 Acta pol.-oec. Fasc. VI. Num. 197. Archiv der Stadt Ödenburg.

gus Schnitzler behandelt, ging schon in Brand über. Auch ihr Pflaster habe nicht mehr geholfen. Der Fall wurde aber vom Chirurgen ihr zur Last gelegt, um selbst dem Schaden zu entgehen. So wurde ihr vom Senat 8 Tage Zivilarrest zuerkannt. In ihrem Gesuch beruft sie sich darauf, daß sie die Kuren nicht aus Habsucht vollzogen hätte, da sie ohnedies bemittelt und schon im 66. Jahre stehe. Der kaiserliche Entscheid vom 17. Juli 1794 erließ ihr den Arrest, aber verbot ihr die weitere Ausführung von Kuren ohne höhere Erlaubnis. Daß diese höhere Erlaubnis oft genügte, um die Kuren eines nicht geprüften Laien zu legalisieren, dazu finden wir noch einige Beispiele aus späterer Zeit. Im Jahre 1801 ersucht der Schuhmachermeister Johann Magerler den Magistrat, dieser möge seine drei Töchter durch die sacherfahrene Elisabeth Grobitschin vom Grind heilen lassen. Er selbst sei durch den Tod seiner Gattin so verarmt, daß er die Medikamente nicht zahlen könne³⁰.

Wie weit der Ruf solcher Quacksalber reichen konnte, beweist ein Brief eines Herrn Joseph Westermayers aus der Umgebung Wiens an den Ödenburger Magistrat³¹. Er bittet, man möge dem derzeit in Ödenburg verweilenden Fleischhacker Ferdinand Heudebauer, der mit königlicher Freiheit Balsam, Wässer und andere Heilmittel verkauft, seine Adresse geben, damit er von ihm Geist und Balsam geschickt bekomme.

Herr Heudebauer dürfte über diesen Beweis seiner weitberühmten Heilkunst nicht entzückt gewesen sein. Der Stadtphysicus wurde vom Senat beauftragt, die Medikamente und die königliche Erlaubnis zu untersuchen. Das Ergebnis muß für Heudebauer ungünstig ausgefallen sein, da der Senat dem Joseph Westermayer die 30 Gulden durch die Königl. Postwagen-Expedition mit dem Vermerk zurückschickte, daß vermög höherer Anordnungen kein Quacksalber geduldet werde.

Die Stadtakten aus dem Jahre 1795³² berichten über arge Folgen einer Quacksalberei in Agendorf. Der 30jährige Matthias Tremmel, der seit vielen Jahren mit Taubheit befallen war, ließ sich auf die Kur des Schattendorfers Michael Valentin, gewesenen Bäcker, ein: er mußte dreimal täglich den Dunst des siedenden Gerstenwassers durch einen Trichter an die Ohren zuwenden. Da aber der Dunst achtzehnmal ununterbrochen gebraucht wurde, geriet der Kranke in Raserei, und der Stadtphysicus Siller fand ihn in einer beinahe beginnenden „Hirnentzündung“. Der Kranke wurde auf Ersuchen des Ortsrichters untersucht, und der Stadtphysicus berichtete dem Magistrat sowohl als dem Vizegespan, mit dem Vermerk, das Volk solle gegen solche „Marktschreibern Arzneien“ gewarnt und Vorkehrungen sollten getroffen werden.

Das gesamte Sanitätspersonal war also eifrig darauf bedacht, seine gesetzlich geschützten Rechte zu wahren, und zeigte in dieser Frage wohl ungetrübte Eintracht. 1805 erstattet Stadtphysicus Ebner auf Verlangen des Vorstehers der Ödenburger Wundärzte, Herrn Sikos und des Totenbeschauers Fitz gegen einen gewissen Johann Kögl eine Anzeige³³, da dieser sich „erkühne“, ohne Prüfungszeugnis medizinisch-chirurgische Praxis auszuüben. Mit Ärger und Eifersucht mußten die Chirurgen der Stadt sogar noch im Jahre 1846 das Handwerk eines Pfuschers unge-

30 Ebend. Num. 264.

31 Ebend. Num. 162 a/b.

32 Ebend. Num. 206.

33 Ebend. Num. 292.

stört lassen. Höchste Stellen, sich über Prüfungsvorschriften hinwegsetzend, hatten ihn, wahrscheinlich wegen seiner Zahnziehkunst, mit einem kaiserlichen Schutzbrief versehen³⁴. Der Chronikschreiber erzählt, es sei lustig gewesen zuzusehen, wie er mit der Peitsche, dem Säbelspitz oder anderen Gegenständen die Zähne zog, und sich als wahrhaftiger Hexenmeister in diesem Handwerk erwies. Er muß den Geschäften der Stadtchirurgen keine geringe Konkurrenz bedeutet haben, denn sie versuchten alles, um ihn aus der Stadt hinauszubringen, aber wegen des Schutzbriefes mußte er überall eine Zeitlang geduldet werden.

Die Tatsache, daß höchste Stellen die nur auf Erfahrung beruhende medizinische Tätigkeit in einzelnen Fällen anerkannte, im Jahre 1794 sowohl als auch im Jahre 1846, deutet darauf hin, daß schließlich und endlich der Erfolg, nicht aber die Prüfungszeugnisse entschieden. Die Vertreter der medizinischen Wissenschaft mußten ihre Autorität mit administrativen Maßnahmen wahren, da sie der Volksmedizin gegenüber oft noch zu wenig überlegen waren.

Die alljährlichen Visitationsberichte der Stadtphysici über die pflichtgemäße Kontrolle der Apotheken und Materialienhändler gestatten uns Einblick in die damalige Geschäftsordnung. Im Bericht vom Jahre 1790³⁵ klagen die Stadtärzte über die Materialisten und Spezereihändler, daß sie von Gewinnsucht gereizt, die Vorschriften des Sanitäts-Normativs mißachteten, und sich eigenmächtig zu Chemikern und Ärzten machten. Obwohl sie nur reine Naturprodukte (*simplicia*) halten dürften, fingen sie an, verschiedene Zubereitungen zu machen. Daher wurden aus ihren Gewölben Tinkturen, Elixiere, Essenzen und dergleichen abgeschafft. Auch wurde Jalapwurzeln in pulverisierter Gestalt vorgefunden. Doch versicherte man, daß diese und alle übrigen Mittel (Opium, Ipecacuanha, Colcyntis usw.) nur ein gros an Landapotheker, Landchirurgen, also Arzneiverständige verkauft würden.

Die Visitationsberichte aus den Jahren 1792³⁶, 1793³⁷, 1796³⁸ geben ihrer Zufriedenheit Ausdruck. Aber schon 1797³⁹ fanden sich die Visitatoren Hell, Ebner, Siller betrogen. In der Materialistenhandlung der Frau Froischin fanden sie einen braunen Lebensbalsam, der in Höflein von einem Manne namens Strauss verfertigt wurde; bei Lonoider gab es Riedlingersche Pillen und einen von ihm selbst fabrizierten Wundbalsam; bei Gussetty antispasmodische Pulver und bei Cavallero auch einen türkischen Wundbalsam von weißer Farbe. All der vorhandene Vorrat wurde konfiszirt. Überall wurde ein Brusttee aufgefunden, von nicht eben verwerflichem Aussehen, „obschon diese Species den Materialisten die beste Gelegenheit geben, ihre von Milben halb zernagten Datteln und Feigen noch vor Geld an Mann zu bringen“. Die dazugemischte Perlgraupe bedecke ja alles. Die Materialisten sprachen sich alle gegen ihren Kollegen Gerometa aus, daß er ähnlichen Unfug treibe, wenn auch bei ihm nichts aufzufinden war. „Wer kann denn alle Winkel auffinden?“ lautet die skeptische Frage. Der Bericht stellt fest, daß die Materialisten mit diesem Hang zur Quacksalberei das durch Ehrenwort verstärkte Vertrauen erschüttert hätten.

34 Geiger-Chronik, Jahr 1846.

35 Acta pol.-oec. Fasc. VI. Num. 148.

36 Ebend. Num. 174.

37 Ebend. Num. 186.

38 Ebend. Num. 224.

39 Ebend. Num. 233.

Die Apotheken scheinen sich an die Vorschriften gehalten zu haben. Es ist anzunehmen, daß ihre, in den Berichten so häufig erwähnten Kräuterböden, wo die Pflanzen sorgfältig getrocknet, in hängenden Säcken oder in Schubläden und Gläsern aufbewahrt wurden⁴⁰, von den Kräutersammlern der Umgebung mit Heilpflanzen versorgt wurden. Für viele Bewohner von Wandorf, Agendorf, Brennbürg war das Kräutersammeln eine Erwerbsquelle, bis zum zweiten Weltkrieg verkauften sie ihre Ware auf dem Markt zu Ödenburg und an die Apotheken. Ein Kontrakt des Kräutersammlers Sigismund Friesinger aus Wandorf mit der k. k. Medikamenten-Regie-Inspektion in Wien aus dem Jahre 1794⁴¹ ist ein Beweis dafür, daß die Bewohner dieser Waldgemeinden nicht nur die Stadtbedürfnisse deckten, sondern auch große Mengen weiterlieferten. Friesinger verpflichtete sich bis Michaeli (29. Sept.) schwarze Eibischwurz, Zikori, Schirling, Käsepappeln, Wermuth, Huflattich usw. für 8 bis 20 Gulden per Zentner (je nach Sorte) abzuliefern. Er gibt an, auch noch andere Kräuter zu liefern, falls es erwünscht sei. Der Kontrakt erfolgte auf Grund einer Kundmachung der Medikamenten-Regie, mit Kräuter-Händlern über Warenlieferungen Kontrakte zu schließen⁴². Der Senat leitete die Angebote weiter⁴³.

Durch die Materialisten-Händler und Apotheken ergab sich ein ungewollter Kontakt zwischen den amtlichen und volkstümlichen Vertretern der Heilkunde.

Gegenüber den häufigen Epidemien war die Wissenschaft bis spät in das 19. Jahrhundert ohnmächtig⁴⁴. Die Krankheitserreger waren unbekannt und so konnten keine wirksamen Mittel gefunden werden. Die Statthalterei von Ofen schrieb 1787 genau die Verhaltensmaßregeln bei einer Seuche vor⁴⁵. Wenn wir aber die Abwehrmittel vom 16. Jh. bis zur Cholera-Seuche im Jahre 1831 verfolgen, können wir beobachten, daß keine wesentliche Änderung in den Abwehrmethoden eingetreten war.

Antal Sárkány von Ákosháza schrieb am 21. Juni 1552 an Tamás Nádasdy über die in Ödenburg wütende Pest⁴⁶, die Ärzte hätten der Bevölkerung angeraten, die Zimmer mit Tannensamen zu räuchern, die Wände mit Lavendel-Essig zu bespritzen, jeden Morgen und Abend, und nur mit benetztem Taschentuch vor dem Mund ausgehen.

Flucht vor der Seuche war das einzige Abwehrmittel. Die Tschanyi-Chronik erzählt⁴⁷, daß die Wohlhabenden vor der Pest im Jahre 1678 nach Rust geflohen seien, da sie die Seeluft für guten Schutz hielten. Auch die Fürstin Eggenberg war mit ihrem Hofgesinde hinausgezogen. Als im Jahre 1655 aus der Raabau die Nachricht einer argen Seuche gebracht wurde, durfte auf Verordnung des Senats bei den Stadttoren niemand ein und aus⁴⁸. Im Jahre 1678 war der Magistrat schon

40 Ebend. Num. 133.

41 Ebend. Nr. 197 f.

42 Ebend. Num. 197 h.

43 Ebend. Num. 197 g.

44 Gegen die Pocken gab es eine Schutzimpfung, die im Jahre 1804 der Ofener Statthalterei anempfohlen wurde. Num. 277.

45 Ebend. Num. 20.

46 Magyarai-Kossa, ebend. II. S. 599.

47 Csatkai, André, Pest, Cholera, Grippe in Alt-Ödenburg. Ödenburger Zeitung. 29. Jänner 1927.

48 Die Chronik von Payr György und Payr Mihály. Herausg. von Károly Heimler, Sopron, 1942. S. 77.

weniger klug: er erlaubte den Juni-Markt beim Potschi-Tor, der besonders von der Bevölkerung der Raabau besucht wurde, und so nahm die Pest ihren Einzug. Die Dreifaltigkeitssäule von 1701 beweist, daß in Not und Drangsal der Seuchen die Bevölkerung in der religiösen Erneuerung Trost und Heil suchte.

Absonderung ist auch die erste Direktivregel der Statthalterei Ofen im Jahre 1787. Reinlichkeit der Höfe, Wohnungen und des Trinkwassers wird als wesentlich angeraten. Zur Reinigung findet die Verordnung nahezu dieselben Mittel wie sie Sárkány Antal 1552 beschrieb: auf heiße Ziegel soll man Essig gießen und so im Zimmer einigemal Dunst erzeugen, um die faule Luft zu verbessern. Wacholderholz müsse man flammend und brennend durch die Zimmer tragen. Die Nützlichkeit dieser Säuberungsaktion wird mit der Phlogistonlehre unterstützt und so dem Verfahren der Schein der Gelehrtheit gegeben⁴⁹. Für die damaligen Wohnverhältnisse ist die Anordnung bezeichnend, daß dort, wo Mensch und Tier in einem „Behältnisse“ den Winter verbringen, letzteres in luftigen Schupfen und Ställen untergebracht werden soll.

Eine unerklärliche Epidemie sucht im Jahre 1806 das Dorf Klingenbach heim, auch der Richter wurde krank⁵⁰. Der Pfarrer, Simeon Kninefacz, schreibt ein Bittgesuch an die Stadt als Herrschaft, den Verarmten und Kranken zu helfen. Da die Stadtkassen durch die „fürdauernden“ Kriegshauptquartiere erschöpft waren, wurden die Wohlhabenden der Stadt zur Sammlung aufgefordert.

Die Pestgefahr flaute gegen Ende des 18. Jhs. ab. Im 19. Jh. forderte dagegen die Asiatische Cholera in ganz Europa und Asien ungeheure Opfer. Ödenburg wurde davon i. J. 1831 erfaßt⁵¹. Da sie eine bisher völlig unbekannte Krankheit war, stand man ihr machtlos gegenüber, die Behörden wie auch die Wissenschaft. Am 17. Oktober 1831 wurden auf Befehl des Kaisers sämtliche Kontumazen aufgehoben. Der Kaiser schreibt eigenhändig dem Kanzler als Begründung, daß die Sperren bisher eher geschadet als genützt hätten, da die Ursache der Krankheit in der Atmosphäre sei. Das wirksamste Gegenmittel findet ein Priester vom Alföld, er kam nämlich auf den Gedanken, daß man die Krankheit wie die europäische Cholera oder Ruhr behandeln sollte: „Mit Umschlägen von Kräutern, nämlich Chamillen, Kraussmünzen und Holler Tee, bei eintretenden Krankheit aber wende er das Frottieren, Dunst und andere warme Bäder an, wie es zur allgemeinen Wissenschaft ausgegeben wurde“⁵².

Die Michel-Chronik erwähnt einige Hausmittel, die sich ein Jahr später gegen die Cholera bewährt hätten: mit nüchternem Magen darf man am Morgen keinesfalls ausgehen. Anzuraten sei eine gute warme Suppe oder sonst warmes Essen. Der Wein sei zum Frühstück nicht gut — ein Wink für Weinbauern — da er den Magen abkühlt und Säure enthält.

Das rätselhafte Auftreten und Abflauen der Seuchen regte die Phantasie des Volkes an, und die mythenhafte Gestalt des Cholera-Reiters, von dem noch heute erzählt wird⁵³, mag nur mehr eine Spur der vielen abergläubischen Erklärungen sein, die im Volke auftauchten und weitergegeben wurden.

49 Lavoisier hatte 12 Jahre davor diese Lehre widerlegt.

50 Fasc. VI. Num. 303.

51 Die Chronik von Ödenburg von Jahr anno 1749 bis 1848, gesammelt von Martin Geiger, S. 630.

52 Ebend. S. 544.

53 Maar M. Soproni Sz., 1956. Nr. 3. S. 197.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Burgenländische Heimatblätter](#)

Jahr/Year: 1958

Band/Volume: [20](#)

Autor(en)/Author(s): Maar Grete

Artikel/Article: [Volksmedizin aus dem alten Ödenburg 102-112](#)